



Fast alle Einwohner des Urserentals wehrten sich gegen den Stausee, nur einige wenige verkauften ihren Hof.

Ernst Brunner / SGV

Wie das Urserental beinahe unterging

Die Leute von Andermatt, Hospental und Realp hielten das Stauseeprojekt für einen Scherz. Dann begannen sie zu kämpfen.

Das Gotthardgebiet ist das Herz der Schweiz, die Schöllenen mit der Teufelsbrücke legendär seit Jahrhunderten. Und nun dies: Die Centralschweizerischen Kraftwerke (CKW) wollen 1944 zusammen mit SBB, Kreditanstalt und der späteren Elektrowatt oben an der Schöllenschlucht eine gewaltige Staumauer von 208 Metern Höhe errichten und das Urserental fluten. Die Dörfer Andermatt, Hospental und Realp würden vom neuen See verschluckt, 254 Häuser verschwinden; 2026 Menschen müssten umziehen, dazu noch 1299 Stück Rindvieh sowie 1941 Ziegen und Schafe. Alle Bahnen und Strassen müsste man an den Hängen oben neu bauen, auch die Passstrasse über den Gotthard. Das sei ein

Projekt, das «alles in der Schweiz Gebaute und Geplante in den Schatten stelle», meint die NZZ und fragt sich, ob die schweizerische Volkswirtschaft das überhaupt verkraften könne. Es geht um Kosten von 1128,4 Millionen Franken.

Kein Problem, finden die Sprecher der Elektrizitätswirtschaft, die dringend auf neue Energiequellen angewiesen ist. Für die Schweiz hat das Projekt zwar ein nie gesehenes Ausmass, aber im Ausland gibt es Beispiele, die beweisen, dass die Idee funktionieren kann. Zum Beispiel der 1935 errichtete Hoover-Damm in den USA, der den Colorado River mit einer 220 Meter hohen Mauer zu einem See staut, der zehn Mal so viel Wasser fasst wie der

geplante Urseren-Stausee. Zudem hat man bereits Erfahrungen im eigenen Land gesammelt. 1924 setzten die Stadt Zürich und die Nordostschweizerischen Kraftwerke (NOK, heute Axpo) das ganze hintere Wägital unter Wasser, 1937 legten die SBB, wieder in Zusammenarbeit mit der NOK, nach mit der Stauung des Sihlsees bei Einsiedeln. In beiden Fällen mussten Dutzende Heimwesen weichen. Beim Projekt Sihlsee liess man zwei Bauernhöfe stehen, die der Schweizer Armee vor der Flutung des Tals als Übungsziel für ihre neuen Flieger- und Brandbomben dienten. Eine im Mai 1937 erschienene Fotoreportage in der «Zürcher Illustrierten» zeigt, wie frühere Bewohner dem martialischen Schauspiel aus Distanz zuschauen.

Die Verantwortlichen der Kraftwerke können den Unmut der Bevölkerung von Andermatt und Hospental über den Plan für das Urserental nicht verstehen. Schon als kurz nach dem Ersten Weltkrieg die ersten Projektideen für einen Stausee auftauchten, schilderten die CKW die Zukunft des aufgestauten Tals in bunten Farben. Für Andermatt und Hospental entwarf man Ersatzdörfer, in denen ein kleiner Teil der Bevölkerung eine neue Lebensgrundlage finden sollte. Die Dörfer «könnten so aus dem schattigen Talgrund hinaufsteigen an die sonnigen Berghalden und sich in ihrem Festgewand im neuen See spiegeln, als ob es immer so gewesen wäre», hiess es in einer Broschüre von 1926.

Auch die Schöllenen werde durch die «himmelanstrebende Staumauer» noch romantischer und noch kühner, was man mit einem gewaltigen Wasserfall unterstreichen könne. Oben angekommen, sehe der Wanderer dann «statt des durch Kasernen, Baracken und monotone Hotelbauten verunstalteten Tales» den tiefblauen Bergsee, «in dessen klarem Wasser sich die majestätischen Riesen der Hochgebirgswelt spiegeln».

Für Fritz Ringwald, den langjährigen Direktor der CKW, war der Bau des Kraftwerks «ein kategorisches Gebot der Selbsterhaltung für unsere Volkswirtschaft». Schon im Ersten Weltkrieg hatte das Land mit knapper werdenden Kohlevorräten zu kämpfen, künftig soll die Elektrizität aus heimischer Produktion die Schweiz auch in Krisenzeiten versorgen. Die Bevölkerung des Urserentals hielt die Sache zunächst für einen Aprilscherz, schaltete aber bald praktisch geschlossen auf Opposition: «Wir verhandeln nicht! Wir verkaufen nicht! Wir gehen nicht!» lautet die Parole.

Einzelne verkaufen aber doch: Zwei Hotels sind Mitte der 1940er Jahre schon Eigentum der CKW, drei Bauern verabschieden sich durch die Aussicht auf grosszügige Entschädigungen von ihren Höfen. Im Februar 1946 erreicht der Kampf ums Urserental seinen Höhepunkt mit dem sogenannten Krawall von Andermatt. Eine Gruppe von 250 Ortsansässigen stürmt das Hotel, in dem Karl J. Fetz logiert. Er ist «Beauftragter für Landangelegenheiten» der CKW und soll den Einheimischen den Verkauf ihres Bodens schmackhaft machen. Mit Gewalt zerren die Einheimischen den Mann aus dem Hotel und treiben ihn mit Schlägen und Stössen auf dem Bahntrasse hinunter bis nach Göschenen. Darauf verwüsten sie noch ein Architekturbüro, in dem Pläne und Modelle für den Stausee entstanden sind.

Das «Studiensyndikat» für den Bau des Stausees dreht danach eine Ehrenrunde: Es reicht zwar noch



So hätte der Stausee Urseren aussehen sollen.

PID

ein Konzessionsgesuch ein, doch als die Urner Regierung diesem nicht zustimmt, teilt es am 30. Juni 1951 überraschend mit, man werde auf den Bau des Urseren-Stausees verzichten. Zu diesem Entscheid hat wohl nicht nur der Widerstand der Andermatt und Hospentaler geführt, sondern auch die Tatsache, dass nun eine einfachere zu realisierende Alternative in Sicht ist: 1952 wird das Konzessionsgesuch für einen Stausee bei der Göschenalp eingereicht. 1954 stimmt der Urner Landrat zu, und kurz darauf versinken zuhinterst im Tal ob Göschenen zehn Wohnhäuser, die Kirche, ein Restaurant und ein Hotel im neuen Stausee.

Adi Kälin

Facts

Landschaftlicher Reiz	●●●○
Empathie Elektrizitätswerke	●○○○
Realisierbarkeit	●●●●